

Die Kewewest

Nr. 2

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

In dem geschlossenen Glaskasten entwickelte sich eine drückende Luft, das Gas sumimte und strahlte erlitzend nieder. Das Dienstmädchen kam und brachte eine dampfende Mehlspeise.

„So ist doch, Fritz! Ich denke Dein Lieblingsgericht — was, Du willst nicht? So.“ Frau Amalie kniff die Lippen zusammen und saß mit hochrothem Gesicht da.

„Ich danke,“ sagte Langen ruhig, „ich habe keinen Appetit mehr; aber willst Du nicht Lena davon anbieten?“

„Da!“ Die Frau schob, ohne hinzusehen, die Schüssel über den Tisch. Lena rührte sich nicht, sie streckte die Hand nicht aus. Jetzt eine Pause. Draußen geht der Nachtwind lauter, die Zweige des Nußbaumes, dicht am Haus, werden niedergebengt und wischen über das Verandabach. Ein Vogel stößt an die geschlossenen Scheiben und jetzt —

Amalie sprang plötzlich auf, so heftig, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden polterte; mit einem Krachen brach ein Stück der geschnitzten Lehne ab.

„Ich verbitte mir solches Benehmen in meinem Haus! Wenn ich Jemandem etwas anbiete, hat er zu nehmen; wenn ich etwas nicht wünsche, hat er sich danach zu richten. Hört Ihr's? Ich will das, ich will das!“ Sie stampfte mit dem Fuß.

Langen war todtbleich geworden. Er faßte den Arm seiner Frau: „Amalie, ich bitte Dich, was hast Du?“

„Geh nur Du!“ Sie schüttelte zornig seine Hand ab. „Meinetwegen . . ., meinerwegen kannst Du mit ihr schön thun, wie Du willst! Schade, daß sie Deine Schwester ist, daß Du sie nicht heirathen kannst! Ich kann ja gehen, ich bin doch überflüssig, Deine Liebe wird mir gestohlen, die Liebe meiner Kinder — mein Gott, mein Gott!“ In konvulsivischen Schluchzen ausbrechend, die Hände hoch erhoben, stürzte sie davon; man hörte sie polternd im anstoßenden dunklen Raum, dann klappte die Thür zum Schlafzimmer der Kinder. Es war still.

Lena bebte am ganzen Leib; sie wagte nicht aufzusehen. Ihr Herz pochte rasend, sie fühlte seine Schläge bis hinauf in den Hals; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ihre zitternden Athemzüge wehten über den Tisch, andere zitternde Athemzüge antworteten. Draußen rauschte es — sonst nichts.

Und jetzt, Geklapper! Lena schaute auf. Da saß er, hatte Teller und Besteck weit von sich geschoben, die Arme auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in den Händen vergraben. Die Thränen kamen ihr, das Entsetzen wich, und großes Mitleid trat an die Stelle. Sie wagte nichts zu sagen, aber sie stand leise auf, kauerte neben dem Bruder nieder und schmiegte den Kopf an seine Schulter.

Minuten vergingen, eine Viertelstunde, sie rührten sich nicht: nur enger umschlangen ihn ihre Arme, sie fühlte sein Herz schlagen — da, ein greller Ton der elektrischen Klingel! Lang, anhaltend wie ein vibrierender Hilferuf gelte er durch's Haus. Sie fuhren auf und horchten — das kam aus dem Zimmer der Kinder! Jetzt hastiges Laufen, ein unterdrückter Schrei.

„Laß mich — Amalie!“ Langen sprang auf und stürzte fort.

Lena blieb allein zurück, verwirrt sah sie um sich. Da waren der umgestürzte Stuhl, das verschobene Tisch Tuch, die halbgeleerten Schüsseln; da der Teller und die Gabel darauf, wie Amalie sie hatte aus der Hand fallen lassen! Und über dem Allen das grelle Gaslicht, grausam klar die Disharmonie bescheinend.

Horch, draußen der Wind in den Bäumen! Es wisperte, es klopfte an die Scheiben. Und so allein! Lena fühlte, wie es ihr über den Rücken lief in der beklommenen Stille. Kam denn Niemand? Nein, kein Mensch; sie war vergessen! Wo blieben sie, was ging vor?

Zögernd, Schritt vor Schritt segnend, tappte sie nebenan durch die Stube; nun stand sie vor der Schlafzimmertür, die Hand auf der Klinke. Sollte sie eintreten? Unschlüssig stand sie. Da — drinnen Schluchzen, krampfhaftes, wildes Schluchzen, nun Stöhnen!

Lena trat ein. Auf dem Boden lag Amalie; ihr Kopf mit den festgeschlossenen Augen ruhte im Schooß des Dienstmädchens, das neugierig und erschrocken zugleich dreinsah. Sie schien Krämpfe zu haben, sie zuckte an allen Gliedern; bald wurde sie hoch emporgeschleudert, bald wieder das gräßliche, unerträgliche Stöhnen.

Ihr Mann kniete neben ihr, rieb ihre Hände und bengte sein sorgenvolles, bleiches Gesicht tief auf das ihre: „Amalie, liebe Frau, beruhige Dich! Amalie, Amalie!“ Sie öffnete die Augen nicht, sie gab kein Zeichen des Ernehmens.

In den Betten knieten die Kinder, jäh aus dem Schlaf geschreckt; mit weit aufgerissenen Augen starrten sie drein, Lora's Gesichtchen trug den Ausdruck angstvollsten Entsetzens. „Mama, Mama!“

„Amalie, Amalie!“ Die geschlossenen Lider der Frau preßten sich noch fester zusammen; kein Hören, kein Sehen.

„Mama, Mama!“ Die Kinder weinten laut, Lora war ganz außer sich.

Lena umfaßte das Kind und drückte dessen zitternden Körper fest an sich: „Lora, mein Liebling, mein Goldkind, ich bin ja bei Dir, ich“ — Sie kam nicht weiter.

„Fort! Sie soll fort!“ Die am Boden Liegende war plötzlich aufgesprungen. Jetzt stand sie schon am Bett — jetzt schob sie Lena zur Seite. „Mein Kind, mein Kind — Niemand soll es mir stehlen!“ Frau Langen fiel über das Bett und weinte herzbrechend.

Die Magd hatte in natürlichem Schicksalichtsgefühl das Zimmer verlassen.

Langen versuchte seine Frau aufzurichten; sie klammerte sich an den Kissen fest und überströmte das Kind mit ihren Thränen.

„Amalie,“ sagte er, „Amalie!“ Und nun in weichem Ton: „Geliebte Amalie!“ Mit zitternder Hand strich er ihr über's Haar.

„Fritz!“ Sie ließ die Kissen fahren und warf sich ihm an den Hals. „Ich liebe Dich, ich liebe Dich,“ schluchzte sie, „ich will nicht theilen — fort, fort!“ Es war, als sollte der Paroxysmus zurückkehren.

Lena drückte sich zum Zimmer hinaus, sie konnte es nicht mehr mit ansehen; ein ohnmächtiger Zorn war in ihr, der ihr dunkel vor den Augen machte und ihr Blut wallen ließ. Sie hörte noch draußen das geschluchzte „Ich liebe Dich“ und das gütige Zureden des Bruders. Sie fühlte es, sie mußte fort; hier war ihres Bleibens nicht länger. Wie gepeitscht jagte sie die Treppe hinan auf ihr Stübchen; erst als sie die Thür hinter sich verschlossen, fühlte sie sich sicher.

Ihr graute vor Amalies Augen, diesen klaren blauen Augen, die immer kalt und gleichgültig blickten und doch so aufflammen konnten. In besinnungsloser Hast riß sie ihre Kleider aus dem Schrank und stopfte sie in den Koffer; nur fort, fort! Ein großer Jammer war in ihr, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut zu weinen; er hatte sie nicht schützend in die Arme gezogen, er hatte Amalie nicht das Wort verboten! Er fürchtete sich vor seiner Frau.

„O!“ Lena kauerte sich in die Ecke des kleinen Sophas zusammen, zog die Füße herauf und drückte den schmerzenden Kopf gegen die Lehne. Sie konnte nichts mehr denken, nichts überlegen, nur das Eine: „Fort, fort!“ Morgen in aller Frühe ging der Expresszug über Köln nach Berlin; um elf Uhr Abends konnte sie dort sein, zu Hause bei der Mutter. Und doch überfiel sie ein Grauen vor dem heißen, staubigen Berlin.

Fort, fort! Draußen rauschte der Nachtwind; wie spät mochte es sein? Es war ganz dunkel um sie, nur durch die lichter sich abhebende Oeffnung des Fensters sah sie die Moselberge in finsternen Umrissen. Im Haus war es still, die Mägde nebenan in ihrer Kammer waren längst zu Bett gegangen; sie hatten nicht gelacht, wie sonst allabendlich, sie

waren auch bedrückt. Welche Blamage vor den Dienstboten! Lena fühlte, wie ihr das Blut immer heißer aufwallte und zu Kopf stieg; in ihren Ohren summt es — halt! Das hörte sie doch, ein Rascheln draußen vor der Thür.

Eine Hand drückte auf die Klinke, nun ein Pochen. „Lena!“

Sie horchte, aber sie rührte sich nicht. Es war des Bruders Stimme.

„Liebe Lena! Lena, hörst Du mich nicht?“

„Was willst Du?“

„Lena, es thut mir so leid, es ist mir so unangenehm, ich bitte Dich —“

„Weiß Amalie, daß Du hier bist?“ unterbrach sie ihn rasch.

„Nein!“ Das „Nein“ klang zögernd.

„So geh!“ Der Trotz stieg ihr zu Kopf. „Wenn Du nicht den Muth hast, offen zu mir zu halten, vor Allen, dann —“

„Lena, Lena, sei doch verständig! Wir haben Kinder — sie liebt mich — ich lebe mit ihr — ich — Du weißt nicht, was die Ehe ist!“

„Dann — dann danke ich! Ich reise morgen ab.“ Tonlos Klang's und doch deutlich vernehmbar. Lena hielt sich die Ohren zu, sie mochte nicht hören, was Der draußen sagen würde. Heiße Thränen liefen ihr über die Wangen.

Alles still. Ob er noch vor der Thür stand? Sie nahm die Hände von den Ohren — ja, er flüsterte: „Lena, was wird die Mutter sagen? Amalie wird sich besinnen. Lena, Lena, thu mir's zulieb, reise nicht so knall und Fall ab! Bleibe mir zulieb!“

Wie schmerzlich das „mir zulieb“ klang!

„Nein!“ Lena presste wieder die Hände an die Ohren und den Kopf zwischen Sophasissen und Lehne. Sie konnte es nicht verhindern, daß sie draußen immer noch das Flüstern und Pochen hörte — oder war's ihr nur so?

Sie horchte. Nichts, garnichts mehr! Er war gegangen.

II.

Der Morgen kam herauf. In dem kleinen Zimmer mit dem zerwühlten Bett und dem geöffneten Koffer war sahle Frühbeleuchtung.

Lena trat hin und her, schon in Hut und Mantel; jetzt sah sie sich um. In dem nüchternen Licht erschien ihr Alles anders wie gestern. Im Dunkel der Nacht war sie sich wie eine Märtyrerin vorgekommen; Hirngespinnste, Träume hatten sie umwoben — und jetzt —?! Was würde die Mutter sagen? Zu Tode erschrecken mußte sie über ihre plötzliche Heimkehr. Und Fritz?! „Bleibe mir zulieb“, hatte er gesagt. Er würde böse sein. Sinnend blieb Lena stehen. — Aber Amalie?

„Nein, ich reise ab!“ Der eigensinnige Zug um Lena's Mundwinkel trat deutlicher hervor, mit einem Ruck warf sie den Kofferdeckel zu und setzte sich darauf; das Schloß schnappte ein.

Nebenan in der Mägdekammer rührte sich's, jetzt klappte die Thür. Lena öffnete rasch die ihre: „Marie, hören Sie! Wenn der Herr fragt, sagen Sie, ich wäre abgereist. Ich muß abreisen; sofort!“ Sie vermied den Blick der Magd. „Ich will Niemanden stören. Vom Bahnhof schicke ich einen Dienstmann, geben Sie ihm meinen Koffer. Adieu!“ Schon war sie die Treppe hinunter und Marie sah ihr kopfschüttelnd nach. Allzu verwundert war die Marie nicht.

Draußen war's noch menschenleer; in der Allee, zwischen den Willen und Gärten begegnete der Eisenden Niemand. Ueberall waren die grünen Jalousien geschlossen; hinter den Eisengittern die Blumen theubesprenzt. Und drüben, jenseits der Mosele, die Berge in wunderbarem Dufte; um die Spitze der Mariensäule das erste Gleichen der hervorbrechenden Sonne.

Lena sah nicht hin, sie rannte wie auf der Flucht; jetzt mäsigte sie ihren Schritt — die ersten Menschen! Durch's alte römische Stadthor, in die innere Stadt hinein, zogen die Marktleute, Wagen knarnten, Hunde bellten; Lena empfand das Quietschen der Räder schneidend bis in's Mark. Sie fröstelte; sie war übernächtig, die Augen brannten, der Kopf schmerzte.

Jetzt war sie am Bahnhof. Wenige Kofferträger standen umher; einen derselben schickte sie ab, und

dann setzte sie sich in den Wartesaal. Es war so lange Zeit, über eine Stunde noch. Sie bestellte sich Kaffee und mochte ihn doch nicht trinken, ein übles Gefühl saß ihr in der Kehle; es war ihr Alles zuwider. Sie fühlte sich grenzenlos elend.

Ab und zu klappte die Thür; übermodern gekleidete Handlungsreisende mit Musterkoffern stürmten herein und riesen gähnend nach einer Tasse Kaffee. Endlos dehnten sich die Minuten. Lena stützte den schmerzenden Kopf in die Hand. Nie im Leben glaubte sie unglücklicher gewesen zu sein, nie unglücklicher sein zu können; der öde Bahnhof, die herbe Morgenfrühe, hier ihr einsamer Winkel, die nüchterne Leere in ihrem eigenen Innern, Alles stimmte zu einander. Kein Mensch kümmerte sich um sie.

Und er ließ sie ungehindert aus seinem Hause gehen. Wie Eine, die etwas verbrochen, hatte sie fliehen müssen!

Sie stöhnte und biß sich dann auf die Lippen; sie hätte in heiße Thränen ausbrechen mögen, aber nein, nicht weinen! Der Stolz verbot es ihr. Sie versuchte nun doch den Kaffee, langsam, Löffelchen um Löffelchen, und dazwischen blickte sie nach der Thür; ob der Kofferträger bald kam? Auf der Uhr dort über dem Buffet rückten die Zeiger allmählig vor.

Da — sie ließ den Löffel aus der Hand fallen, daß er auf die Untertasse klorrte. Die Thür hatte sich geöffnet; vor dem Dienstmann her drängte sich eine wohlbekannte Gestalt, den Ueberzieher nicht zugeknöpft, den Schlips ungebunden, lose herunterhängend.

Lena sah's in einem Augenblick und mußte lächeln in aller Betrübnis — ihr ordentlicher Bruder, dem konnte das passieren? Ja, er liebte sie doch!

„Lena, Lena!“ Landgerichtsrath Langen trat athemlos an den Tisch. „Was thust Du mir an? Marie sagte mir eben, Du seiest fort, und gerade kommt auch der Dienstmann und will Deinen Koffer holen. Ich bitte Dich, Lena, mach' keinen Skat! Bleib, Lena!“ Er suchte ihren Blick.

Eine heimliche Freude durchzuckte sie, aber sie bezwang sich. „Haben Sie den Koffer?“ fragte sie den Träger.

„Jawohl, Madam!“

„Kommen Sie mit an den Schalter, ich habe noch kein Billet.“ Und sich flüchtig zum Bruder wendend: „Ich bin gleich wieder hier.“

„Lena, Lena!“

Sie zögerte. Sein Ton durchschauerte sie; blaß und roth flog es über ihr Gesicht, unschlüssig senkte sie den Kopf.

„Lena, wenn ich Dich nun bitte?! Amalie hat mir versprochen, lebenswürdig zu sein, sie läßt Dich grüßen und bittet Dich, zurückzukommen, sie — zucke nicht so mit dem Mund! — sie ist wirklich verständiger als Du!“

„So?“ Lena zuckte zusammen, es traf sie wie ein Schlag in's Gesicht. „Ich — ich — kommen Sie,“ sagte sie hart zu dem Dienstmann.

„Lena, Du bist eigensinnig, trotzig!“

Sie hörte ihn nicht mehr, sie war schon hinaus. O, dieses Mädchen! Unwirsch, mit raschen Schritten ging Langen vor dem Tisch hin und her. Er kannte diese Falte zwischen ihren Brauen, diesen Zug um den ausgeworfenen Mund. Eine tiefe Beklammersnig stieg in seiner Seele auf; wie würde sie im Leben noch anlaufen! Die Mutter war viel zu schwach, er selbst konnte nicht immer bei ihr sein — und wenn auch, folgte sie denn? Sie war liebevoll und schmiegsam, aber nur bis zu einer gewissen Grenze; da stand ihr eigener Wille, machte sich breit und ließ nichts Anderes passieren. Sängerin werden! Sie hatten's ihr Alle gesagt, ihr Körper sei nicht stark, ihre Stimme schwach — vergebens! Die Mutter mußte nach Berlin ziehen, pekuniäre Opfer wurden gebracht, seit Jahren wurde nun studirt; sie mußte eben mit dem Kopf durch die Wand.

Aergerlich riß Langen an seinem Schnurrbart. Da trat sie wieder in den Saal, schlank und schmächtig im langen Reisemantel, den Schleier zurückgeschlagen von dem blassen aufgeregten Gesicht; ihre großen Augen blickten trüb. Nein, er konnte ihr nicht böse sein! Eine große Zärtlichkeit wallte in ihm auf.

„Lena,“ sagte er weich, „meine Schwester!“

Sie war auf einen anderen Ton gefaßt gewesen; überrascht sah sie ihn an. Es war, als wollte sie sich an ihn schmiegen; sie ergriff seine Hand. „Es ist nett von Dir, daß Du noch gekommen bist; ich danke Dir!“

„Böses Mädchen!“ Er versuchte zu lächeln, aber es war ihm nicht danach. „Was wird die Mutter sagen? Und was Du für einen harten Kopf hast!“

„Krause Haare, krauser Sinn!“ Sie lachte wirklich, hellauf.

Es berührte ihn fast unangenehm; wie konnte sie nur jetzt lachen? „Lena, geistern sagtest Du noch, Du wüßtest, ich brauchte Dich — heut' gehst Du von mir, und es thut Dir garnicht leid?“

„O doch, o doch!“ Ihr Lachen war verschwunden, sie presste seine Finger in ihren kalten Händen und dann, rasch sich umblickend, ob auch Niemand herschaue, drückte sie ihren Mund auf seine Hand. „Grüß' Lora und auch Walter. Du mußt mir nicht böse sein. Ich kann, ich kann nicht anders! Sie hat mich beleidigt, ich kann nicht vergessen!“

„Aber vergeben!“ Er sah sie ernsthaft an. „Du wirst es lernen müssen im Leben.“

„Vergeben?“ murmelte sie, „nein, ich“ — sie stockte, der Portier riß die Thür auf.

„Einsteigen, in der Richtung nach Gerolstein, Guskirchen, Köln!“

„Du mußt umsteigen in Köln,“ sagte Langen hastig, „Du hast anderthalb Stunden Aufenthalt dort. Schreib mir eine Karte vom Bahnhof, wie es Dir geht.“

„Ja, ja!“ Ihre Stimme klang gepreßt, eine unennbare Angst vor der langen einsamen Reise überfiel sie; und heute, gerade heute, hatte sie so das Bedürfnis, sich anzulehnen! Im Hinausgehen presste sie des Bruders Arm. „Fritz, lieber Fritz!“ Sie weinte.

„Meine Schwester!“ Er half ihr in das Coupé, kein anderer Reisender stieg ein, und dann schwang er sich noch einmal zu ihr hinauf. „Leb' wohl, Lena!“

Sie schluchzte laut und presste ihren Kopf an seine Schulter.

„Lena, was machst Du uns für Kummer, Dir und mir! Ich bin traurig.“

Es wallte in ihr auf, trotzig wollte sie erwidern: „Ich? Nicht ich, Deine Frau macht Dir Kummer“, aber sie sah sein Gesicht. „Du hast ja Lora“, sagte sie aus einer merkwürdigen Ideenverbindung heraus.

„Fertig!“ Der Schaffner warf die Thüren zu. „Leb' wohl, Lena, komm gut nach Haus!“

Noch ein hastiger Kuß. Langen sprang auf den Perron zurück. Lena's blaßes verweintes Gesicht nicht zum Fenster heraus.

Station auf Station. Die Eifelberge guckten rechts und links in's Fenster. Lena sah nicht hinaus. Den wüsten Kopf an das Seitenpolster gedrückt, sah sie mit geschlossenen Augen. Sie fuhr wie aus einem Traum auf, wenn der Zug an einer Station hielt; dann duselte sie weiter. Der Wagen wurde hin und her geworfen, immer das gleiche Arrrrr — das eintönige Rattern der Räder. So sah ihr ein Rad im Kopf, das drehte sich unaufhörlich um die gleiche knarrende Achse.

Getränkt! Eine Andere vorgezogen! So war's beim Bruder gegangen, er hatte sie lieb und hielt doch zu der Andern; so war's bei Dem gegangen, um dessentwillen sie aus Berlin geflohen war! Wie hatte er ihr die Cour gemacht im vergangenen Winter! Sie hatten sich oft bei einer befreundeten Familie getroffen, zu oft; er hatte ihren Gesang bewundert, ihr glühend die Hand geküßt, dann kam das Frühjahr — aus! Er hatte auch eine Andere vorgezogen.

Hatte sie ihn geliebt? Lena presste die Augen fester zu, eine Röthe stieg ihr jäh in's Gesicht; wenn sie das nur wüßte! Sie hatte schon oft zu lieben geglaubt; immer war aus den Trümmern einer alten Liebe das Morgenroth einer neuen gestiegen. „Das muß so sein,“ sagte der berührte

Gesangsprofessor, „immer verlobt! Wo soll denn eine sonst den Ausdruck hekrigen?“

Aber nun glaubte Lena nicht mehr an eine neue Liebe. Die rechte würde doch nicht kommen, nie, nie! Alles ging unter in dem Gefühl der erlittenen Kränkung, in dem neuen großen Unglücklichsein. Sie wollte nun nichts mehr von den Menschen, nein, nur die Kunst, die Kunst! Sich an die mit allen Fasern klammern, immer ihr nach, ohne nach rechts und links zu blicken! Eine stürmische Sehnsucht faßte plötzlich Lena's Herz; ein unüberwindlicher Drang trieb ihr Thränen in die Augen, ihre Wangen glühten.

„Gerolstein!“

Sie fuhr auf; sie war erschrocken. Draußen Lachen auf dem Perron, Schlagen von Thüren, Rufen — jetzt wurde ihr Coupé aufgerissen.

„Steigen Sie ein, Herr, hier ist Platz,“ sagte die rauhe Stimme des Schaffners.

Wie unangenehm! Lena zog sich ganz in ihre Ecke zurück, sie hatte jetzt Lust auf Gesellschaft; sie schämte sich der Thränen, die noch verrätherisch in ihren Augen glänzten, und ihrer heißen Wangen.

„Sie gestatten,“ sagte der Fremde, faßte an den Hut, brachte sein Gepäck unter — Lena sah Malutenfilien, Farbkaften, Staffelei, Leinwandschirm, Feldstuhl — und warf sich dann auf den Sitz, die Beine von sich streckend.

Der Zug rasselte weiter.

Eine halbe Stunde war vergangen; nach und nach wurde die Landschaft draußen flacher, die pittoresken Formen der Eifelberge verschwanden, die schweremüthig nackten Kluppen mit ihrer kahlen Einsamkeit machten sanftere Abdachungen, Aedern und Dörfern Platz. Schon tauchten Fabriksschornsteine auf.

Lena fröstelte, die ganze Poesie war dahin; und dabei mußte sie gähnen, eine schreckliche Leere in ihrem Magen quälte sie. Sie hatte Hunger. Sie schämte sich vor sich selber; wie konnte man so unglücklich sein und doch Hunger haben? Bis Köln würde sie's noch aushalten müssen. Unruhig glitt ihr Blick umher.

Ihr Gegenüber zog jetzt ein weißes Papierpäckchen aus der Handtasche; ein paar appetitliche Butterbrote waren darin und zwischen Blättern auch Früchte. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen, sie neigte sich vor und machte große Augen.

Als ob er's geahnt hätte, so sah er jetzt auf; ihre Blicke begegneten sich, sie wurde über und über roth, wie ein ertapptes Kind. Ein leichtes Lächeln hob seine Oberlippe, man sah die schönen weißen Zähne; auf der flachen Hand hielt er ihr das Papier hin. „Darf ich Ihnen etwas Obst anbieten? Auf den primitiven Bahnhöfen, die wir passiren, giebt's nichts Genießbares. Verzeihen Sie, ich wollte nicht unbescheiden sein!“

Lena hatte sich auf die Lippen gebissen und war in ihre Ecke zurückgefahren — was Dem einfiel?! Es wurmte sie, aber gleich darauf kam ihr Alles so komisch vor, sie mußte lachen. „Sehe ich so hungrig aus?“ Und dann streckte sie die Hand aus und nahm eine Frucht und dann, zögernd, ein Butterbrot. „Ich bin auch hungrig! Es ist gewiß komisch, daß ich —“ sie brach verlegen ab.

„O, garnicht!“ Er hatte eine famose Art, ihr über die Befangenheit wegzuhelfen. „Reisegefährten sind ja für eine Weile Lebensgefährten — warum also nicht?“ Er langte wieder in die Tasche und enttorkte eine Flasche. „Da, bitte, trinken Sie!“ Er hielt ihr einen Becher mit Wein hin.

Ohne Zögern that sie einen tiefen Zug, und noch einen. Der Wein war stark, die Schatten unter ihren Augen verschwanden, ihre Lippen wurden feucht und roth. „Ich fühle mich jetzt ganz anders,“ murmelte sie, „so viel frischer, ich danke sehr!“ Ihre Augen glänzten.

Er fand sie hübsch, viel hübscher, als er anfänglich gedacht hatte. Die schmale Stirn mit den Lockenringeln, der eigentlich zu große Mund mit der charakteristischen kurzen Oberlippe waren pikant. Ein Mund, der viel Amüßantes plaudern konnte, den es lockend war, zu küssen.

„Mein Fräulein?“ Es klang wie eine Frage. Sie nickte.

„Also, mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Bredenhöfer, Richard Bredenhöfer, Dilettant in allen Künsten — und sonst nichts!“

„O!“ Sie schielte nach den Malergeräthschaften, die oben im Reg schaukelten.

„Nein, nein,“ er lachte halb spöttisch, halb leichtsinnig, „wirklich nur ein Dilettant, auch hierin. Aber man giebt die Hoffnung im Leben nicht auf. Einmal muß es doch kommen, das, nach dem man Durst hat, das“ — er schloß die Hand und öffnete sie wieder — „das — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll!“

(Fortsetzung folgt.)



Vom altgriechischen Theater.

(Schluß.)

Von G. West.

In gedrängter Kürze wollen wir nun die Einrichtung der Stätte betrachten, auf der so viel Herrliches „über die Bretter“ gegangen. Nach dem Einsturze des ursprünglichen bloßen Brettergerüstes, welcher bei einer Aufführung des Aeschylus stattgefunden haben soll, wurde an einen würdigen Steinbau gegangen, der in die Zeit der großartigsten Erhebung des Volkes der Athener fällt, in die Zeit der Perserkriege. Selbstverständlich ist immer, wenn von der griechischen dramatischen Kunst die Rede ist, Athen gemeint. So ist denn das Gebäude an der Südseite der Burg entstanden, das ein Deutscher (Professor Strack in Berlin) durch einen glücklichen Fund nach mehr als zweitausend Jahren wieder entdeckt hat. Mit welcher Liebe daran gearbeitet worden ist, und wie alle Künste zur raslosen Ausschmückung und Verherrlichung dieses Bauwerks haben beitragen müssen, erfieht man aus der Nachricht, daß es erst unter Lykurg, ein Jahrhundert später, vollendet wurde, woraus zugleich hervorgeht, daß so lange das griechische Volk in Blüthe stand, an der Verschönerung des Theaters unanfechtlich gearbeitet worden ist.

Dieses Theater hat allen anderen in Griechenland zum Muster gedient. Das antike Theater besteht aus drei Theilen: 1. aus dem Zuschauerraum, dem „Theater“ im engeren Sinne (theatron, Schauplatz); 2. aus der Orchestra, dem Tanzplatz des Chores; 3. aus der Skene (Scene), der Bühne des Schauspielers.

Der Raum für die Zuschauer lehnte sich gewöhnlich an einen Hügel und war amphitheatralisch, d. h. die Sitze erhoben sich in konzentrischen Halbkreisen übereinander, die vernünftigste Gestaltung eines Theaters, sowie anderer Zuschauer Räume, da man hier von jedem Platze aus gleich gut sehen kann. Mehrere von dem Mittelpunkt aus nach der Höhe zulaufende Radien bildeten die Abtheilungen und Zugänge zu den Sitzen. Ein oder zwei breite Gänge (Gürtel), welche diese Radien untereinander verbanden, schieden die unteren Sitzreihen von den oberen und sonderten so die verschiedenen Stockwerke. Die Sitzstufen, 1 Fuß 2 Zoll bis 1 Fuß 5 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll bis 3 Fuß 10 Zoll breit (also recht geräumig, ohne modern-rassiniert schmutzige Raumschuberei), waren in ihrer vorderen Hälfte zum Sitzen, in der hinteren etwas vertieften für die Füße der in der höheren Reihe Postirten bestimmt. Die obersten Sitzreihen umschloß entweder eine Mauer oder eine Säulenhalle. Die einzelnen Sitze waren durch Linien abgetheilt. Irgend welcher Rangunterschied war durch das Höhere oder Niedere der Sitze nicht angedrückt, alle Sitze waren an Werth einander vollkommen demokratisch gleich. Alle drei Ränge lagen unter freiem Himmel, Bedeckung fand in der Blüthezeit des griechischen Theaters durchaus nicht statt, also weder des Zuschauer Raumes, noch der Orchestra, noch der Skene.

Der wichtigste Theil war die Skene. Sie gehörte dem Schauspieler und wurde nur selten auch vom Chor benutzt, wie in den „Cumeniden“ des Aeschylus, wo dieser die selbstständige Rolle eines Schauspielers vertrat. Andererseits steht aber fest, daß der Schauspieler nie in der Orchestra erschien, die nur dem Chore gehörte. So lange freilich lyrische Chöre den Dionysos verherrlichten und die

Anfänge des Dramas innerhalb des Chorführers und der Chorenthen sich hielten, gab es nur zwei Abtheilungen: Theater (θεatron, Zuschauer Raum) und Orchestra. An der Stelle des Zeltes, aus welchem der Schauspieler hervorkam, welches der Skene ihren Namen gegeben hat, trat ein festes Bühnengebäude, in den meisten Theatern mit fünf gegen die Bühne gerichteten Thüren, welche durch eine Dekoration verkleidet wurden, die ebenso wie das Gebäude selbst den Namen „Skene“ erhielt. Später wurde das Wort „Skene“ häufig auf den Vorplatz vor der Bühnendekoration übertragen, auf welchem der Schauspieler auftrat, der genauer Proskenion oder Proscenium, Vorplatz vor dem Bühnengebäude, hieß. Dieses Proskenion lag zehn bis zwölf Fuß über der Orchestra. Die den Zuschauern zunächst liegende, in die Orchestra hinabsteigende Wand des Proskenions, welche dieses von der Orchestra trennt, war mit Säulen und Statuen geschmückt und hieß (ebenso wie der durch sie begrenzte Raum unter der Bühne) Hypostenion.

In der Mitte der Orchestra stand der für die Opfer des Dionysos bestimmte Altar. Von diesem aus bis zum Proskenion pflegte bei dramatischen Vorstellungen der Sandboden der Orchestra durch ein mehrere Fuß hohes Gerüst erhöht und dieses mit der Bühne durch eine Treppe verbunden zu werden. Der Altar selbst wurde in die dramatischen Spiele in keiner Weise mit hineingezogen, wie denn auch die Orchestra in keiner Weise decorirt wurde. Auf den Stufen des Altars befand sich der den Chor begleitende Flötenspieler, eben daselbst befanden sich die Rhabdophoren, oder auf einem für den Chor errichteten Brettergerüst, von wo aus sie ihres Amtes als Sittenpolizei im Theater walteten.

Die Dekoration des Bühnengebäudes zeigte, da die Handlung auf offener Straße stattfand, (nicht im Innern des Hauses), gewöhnlich einen Palast (rechts die Fremdenwohnung, links das Sklavenshaus) in der Tragödie; in der Komödie ein bürgerliches Wohnhaus, im Satyr drama einen Wald oder eine Höhle. Diese Dekorationswand, wohl zu unterscheiden von der Wand des festen Bühnengebäudes, enthielt drei Thüren, aus welchen jene Schauspieler hervortraten, die im Innern des Palastes oder Hauses ihren Aufenthalt hatten. Wer anderswoher kam, bediente sich der Eingänge zur Seite der Bühnenwand und zwar ein aus der näheren Umgebung Auftretender des linken, ein aus der Ferne Ankommender des rechten Einganges. Sollte in einzelnen Fällen das im Innern des Hauses Vorgefallene sichtbar werden, so wurde die Dekorationswand auseinander gezogen und auf Rollen gestellten und zum Schieben eingerichteten Maschinne, gewissermaßen einer erhöhten kleinen Bühne, das Innere im Inneren gezeigt, nicht aber auf die Bühne selbst hinausgeschoben, wie öfter, wenn ein Leichnam sichtbar werden soll.

Außer der den Zuschauern zugekehrten Bühnenwand mit ihrer verschiebbaren Dekoration, die nur in sehr seltenen Fällen während des Stückes geändert wurde, gab es an den Seiten des Proskenions zwischen Orchestra und Bühnenwand je eine dreiseitige drehbare Maschine, die Periakten genannt, welche der Hauptwand entsprechend decorirt war und durch deren Umdrehung eine Veränderung der näheren oder entfernteren Umgebung der auf der Hauptbühnenwand dargestellten Vertiklichkeit bewirkt werden konnte. Die Räume zur Seite des Bühnenplatzes, auf welchen diese Periakten angebracht waren, hießen Paraskenien.

Zwischen den Periakten und der hinteren Bühnenwand befanden sich die Seitenzugänge für die Schauspieler, welche nicht aus den Thüren der Hauptdekoration auf die Bühne traten. Zu welcher Zeit an dieser Stelle die festen Flügel des Bühnengebäudes, nach der Orchestra zu, gebaut worden sind (ebenfalls Paraskenien genannt), welche wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Theatergeräthschaften, der Garderobe und zum Aufenthaltsorte für Schauspieler und Chor dienten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen.

Vor Maschinieren gab es erstens die schon erwähnte Rollmaschine, auf welcher, nachdem sich

die Bühnenwand geöffnet hatte, das Innere gezeigt wurde. Sodann kommt eine Hebe- und Schwebemaschine vor, auch kurzweg die Maschine genannt, weil sie am meisten im Gebrauch war, mittelst welcher Götter und Heroen in der Luft schwebend erschienen. Darum spricht man von einem Deus ex machina (Gott aus der Maschine), ein Ausdruck, der seit jener Zeit sprichwörtlich geworden ist für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama (auch im Roman). Auch gab es eine sogenannte Götterbühne in der Höhe der hinteren Bühnenwand, die den Göttern zum Aufenthalt diente, wenn sie nicht durch die Maschine vom Himmel oder sonst woher auf die Erde geführt wurden, sondern vom Himmel aus mit den Menschen verkehren und deshalb dauernd in der Höhe verweilen sollten. In den uns erhaltenen Tragödien findet sich allerdings kein Beispiel ihrer Anwendung, doch wird erzählt, daß in einer verloren gegangenen Tragödie, deren Name uns jedoch erhalten ist, Jupiter auf dieser „Götterbühne“ erschienen sei.

Auch Vorrichtungen, um Donner und Blitz nachzuahmen, waren vorhanden. So geschah z. B. das Erstere, indem man Schläuche auf Erzplatten hin und her rollte. Versenkungen waren im hölzernen Fußboden des Proszeniums angebracht; auch gab es da in die unteren Räume führende Treppen, auf welchen die Schatten der Unterwelt, die Erynien („Nachgöttinnen“) usw. auf- und abstiegen.

Um es zu ermöglichen, daß die Stimme der Schauspieler in so weitem Raume überhaupt vernommen wurde, waren eigene Schallgefäße aufgestellt; wie jedoch ihre Einrichtung war, hat noch nicht ermittelt werden können. Neuere Forschungen in der Musik zufolge ist es wahrscheinlich, daß es Schallröhren gewesen, die in ähnlicher Weise die Tonwellen in einem Punkte auffingen, wie das Brennglas die Lichtwellen.

Das größte Theater, von dem wir Kenntniß haben, das zu Megalopolis, konnte mehr als 40 000 Menschen fassen, d. h. also zweimal so viel Köpfe, als die gesammte Bürgerschaft Athens betrug. Die gewöhnliche Größe war etwa auf das Viertel oder die Hälfte berechnet; so hatten in Epidaurus (in Argolis am Saronischen Meerbusen) 10 000 Menschen im Theater Platz, in Syrakus 14 000 Menschen.

Bühne und Orchestra waren vom Zuschauerraum durch einen Vorhang nicht getrennt, ja, konnten es aus inneren Gründen nicht sein; denn der Vorhang würde die Zuschauer gleichsam als eine fremde Gemeinde von den Schauspielern, von dem Chor abgetrennt haben, während doch Alle, Choränger, Choränger, Schauspieler und Zuschauer nur eine Gemeinde (d. h. Festgemeinde) bildeten, die ursprünglich Alle (alle Genossen) als zu einer gottesdienstlichen Feier verbunden zu denken sind. Als aber der religiöse Ursprung völlig in den Hintergrund getreten, ja, ganz vergessen war (wie z. B. bei den Römern), als die im Theater Versammelten in bloße Zuschauer, die unterhalten sein wollten, und in lediglich berufsmäßige Unterhaltende zerfielen, da kam auch der Vorhang auf, der jetzt sogar vielfach nöthig wurde, um gewisse Vorgänge vor den Augen der Zuschauer zu verbergen.

Bei den Griechen war die Entwicklung der Poesie stetig, ohne Unterbrechung, ohne Sprung; nichts von außen Hineingetragen, nichts Fremdartiges störte sie: Alles war ureigenthümlich und frisch aus dem Leben und mit dem Leben emporgewachsen. Das heroische Zeitalter spiegelt sich im Epos, im Homer; die Zeit der gährenden Entwicklung der Volksstämme kam in der Lyrik zum Ausdruck, deren Höhepunkt Pindar erreicht; die höchste Manneskraft und Herrlichkeit des griechischen, namentlich des athenischen Volkes, im Drama, das in weniger als einem Jahrhundert von den ersten Anfängen bis zur höchsten Vollendung gelangte. Aeschylos, Sophokles, Euripides, das von anderen Nationen unerreichte dramatische Dreigestirn, fallen zusammen mit den Großthaten der Perserkriege und der Machtentfaltung durch Perikles im fünften Jahrhundert.

Aeschylos kämpfte in der Schlacht bei Salamis, Sophokles tanzte als Min'ng in dem zur Verherrlichung des Sieges geführten Festreigen, Euripides wurde im gleichen Jahre (480 v. Chr.) geboren. Das Theater wurde der Sammelpunkt und Brennpunkt des politischen, religiösen und künstlerischen Lebens. Der Gipfel seiner Höhe ist zugleich der Gipfel von Athens politischer Größe, und mit ihrem Fall lösten sich zugleich die Bausteine des Kunsttempels, die in ihrer Vereinigung ein harmonisches Ganze von unerreichter Numuth, Würde und Höhe darboten.

In der Stetigkeit der Entwicklung der Dichtkunst waren die Griechen noch glücklicher als die Deutschen, die ihnen hierin am nächsten stehen. Auch den Deutschen war es vergönnt, wie Nibelungenlied, Minnesang und die diesen gleichzeitigen Dichtungen beweisen, Epos und Lyrik nacheinander und auseinander zur Blüthe zu entfalten. Als aber im 14. und 15. Jahrhundert die Anfänge der dramatischen Poesie entstanden, stellten die politischen Verhältnisse des deutschen Reiches sich alsbald hemmend ihr entgegen, und noch harrt sie bis auf den heutigen Tag ihrer Vollendung, trotz des Aufschwunges, den sie durch Shakespeare's Einfluß im 18. Jahrhundert genommen.

Es erübrigt noch, dem Chore, dem Chorliede und dem Chorantze eine kurze Betrachtung zu widmen.

Der Chor drückte immer die Oeffentlichkeit, das Volk, aus, denn so wie die Handlung stets auf offener Straße spielte, wie es eine Privathandlung garnicht giebt, so muß auch der Chor ein Teilnehmer an der Handlung sein, bestehe diese Theilnahme auch nur in Rathschlägen oder Betrachtungen des Chores, kurz, im Zwiegespräche. Die Zahl der Chorpersonen in den Dithyrambischen Chören betrug 50, von der Zeit an aber, wo die Tragödie feste Ausbildung gewonnen, in jedem Stücke 15. Ursprünglich war der Chor im Kreise aufgestellt, oder in Halbkreis getheilt, die im Halbkreis standen, später war er im Viereck aufgestellt und hielt in drei von je fünf oder in fünf Reihen von je drei seinen Einzug in die Orchestra. Stellung und Bewegung des Chores waren durch Punkte und Linien markirt, von denen der Chor ausging und auf die er zurückkehrte. Der Führer des ganzen Chores hieß Koryphaos (Chorführer); außer ihm gab es noch vier Reihenfürher, so daß jede der fünf Reihen ihren Vornamen hatte, welche auf der linken Seite in die Orchestra einschritten und so beim Einzuge den Zuschauern zuerst sichtbar wurden, auch bei der Aufstellung am meisten sichtbar blieben. Der Koryphaos hatte seinen Platz in der Mitte dieser, den Zuschauern zugetehrten Reihe.

Die Versmaße der Chorlieder, die uns so kunstvoll erscheinen, sind es durchaus nicht in dem Maße, wie sie uns vielleicht vorkommen. Die ganze griechische Sprache ist gleichsam für kunstvollen Bau prädestinirt, so daß es keiner Künsterei bedurfte, um verschränkt griechische Verse in seltenen Versmaßen zu machen. Wie von Ovid erzählt wird, daß er bereits als Knabe Verse über Verse machte, so daß der nüchterne Vater einmal zum Vater griff, wenn er das Verse machen nicht sein lasse, und wie der Junge um Schonung bat und versprach, er wolle nie mehr Verse machen, wie aber diese Bitte, dem Knaben selbst unbewußt, in Versform eingekleidet war, wie sich seine Rede unwillkürlich zur gebundenen gestaltete, so war es gleichsam auch bei dem ganzen Volke der Griechen. Von diesem wunderbaren Talente läßt man sich in rauhen, schwerfälligen Norden freilich nichts träumen, aber im Süden, schon in Venedig, noch viel mehr aber in Neapel, tritt beim Volke eine Begabung für Sprache auf, die in Erstaunen setzt. Ich will garnicht von den Gondelliedern des Gondoliere reden — selbst bei dem zerklümpften Sazaronen Neapels, der den ganzen Tag mit wahrhaft göttlicher Faulheit zu faulenz verstehen, zeigt sich diese geradezu verblüffende Begabung.

Die Begabung der griechischen Dichter ging aber viel weiter. Nicht nur den Text der Lieder schrieben sie ursprünglich, auch die Melodie (sie waren also auch Musiker), und verstanden sich auch — auf die **Tanzkunst**, sie zeichneten zugleich die Tanz-

bewegungen, die Tanzfiguren vor, ja sie selbst tanzten auch im Chore mit. Man sieht hieran so recht deutlich, wie die Kunst eine Einheit ist, in der gleichsam wie im Steine Alles beschloffen liegt; erst allmählig lösten sich die einzelnen Theile los und gewinnen selbstständige Ausbildung.

Vom Tanze aber ist der Chor gar nie zu trennen, so lange es überhaupt eine dramatische tragische Dichtung giebt. Kein Augenblick des Tanzes war ohne Gesang. Die griechische Tanzkunst war nämlich wesentlich symbolischer Art. Wort und Bild müssen sich gewissermaßen decken: der Tänzer zeigt den Inhalt des Liedes und der Zuschauer sieht zugleich, was er hört. Im Versmaße drückt sich der Charakter des Tanzes aus, dieser ist ganz von dem charakteristischen Wesen des Versmaßes bestimmt. Näheres wissen wir freilich nicht von der antiken Tanzkunst, da wir den Tanz ja nie mit Augen gesehen haben. Das Versmaß wurde gewissermaßen graphisch durch den Tanz dargestellt, so daß durch die künstlichen Wendungen und Verschlingungen des Tanzes der Inhalt des Gesanges mehr oder weniger deutlich dem Auge entgegentritt. Ein seltenes Büchlein des Neapolitaners de Jorio bringt eine Deutung gewisser Gestaltungen durch eine Vergleichung mit neapolitanischen Geberden.

Anfangs war die Musikbegleitung, die Flöte, dem Gesange durchaus untergeordnet; nur ein einziger Flötenbläser begleitete den Chor, später fing sie an, selbstständiger aufzutreten und den Chor zu überstimmen, so daß die Instrumentalbegleitung schon damals von einem Dramatiker in ihre Grenzen gewiesen werden mußte.

Daß die griechische Tragödie von der leichten Unterhaltung, die wir auch im ersten Drama zu suchen gewohnt sind, himmelweit entfernt war, ersehen wir schon daraus, daß sie am frühen Morgen begann und den ganzen Tag über dauerte. Dafür würde man sich bei uns schönstens bedanken, den ganzen Tag im Freien zu sitzen, der Günst oder Ungünst des Wetters ausgesetzt zu sein! Und wenn die Menschennatur zwar überall so ziemlich dieselbe ist, so daß es z. B. schon ein viel benutztes Motiv der komischen Dichter war, den Finger in die Luft zu strecken und eine Person sagen zu lassen: „Es regnet,“ wenn eine Versammlung „gesprengt“ werden sollte, so wäre es für unsere Nerven doch ein bißchen viel, den ganzen Tag, auch bei schönstem Wetter, einer Theatervorstellung zuzusehen. Dünken doch die Wagner'schen Musikdramen, selbst am Abend und in gedeckten Räumen, Vielen viel zu lang! Ebenfalls eine der vielen Unbegreiflichkeiten, die uns Modernen das Alterthum aufsticht.

Die Tragödie war vom Staate zum Gegenstand eines öffentlichen Wettkampfes gemacht worden. Die Bürger hatten je nach ihrem Vermögen gewisse Leistungen für das Gemeinwohl zu entrichten; dazu gehörte auch die Theaterlast, um eine würdige Ausstattung des Dramas zu ermöglichen. Von einem Vermögen von drei Talenten an (etwa 15 000 Mk.) konnten die Bürger in Anspruch genommen werden. Den Leistenden ernennet der Stamm, welcher am Siegesruhm des Dichters theilnimmt. Glaubte Einer, daß ihm Unrecht geschehe, daß er zu hoch belastet sei, so stand ihm das Rechtsmittel des Vermögens-tausches mit Dem frei, den er für geeigneter hielt, diese Last zu tragen. Zu den regelmäßig zu leistenden Liturgien (wie diese Art Steuer hieß) gehörte auch die Choregie, d. h. Stellung und Ausrüstung eines Chores. Der Liturg hatte das nöthige Chorpersonal zusammen zu bringen und zu bezahlen, die Chorenten unterrichten und einüben zu lassen und sie während dieser Zeit zu beköstigen. Auch für den zur Auf-führung gehörigen Schmuck hatten sie zu sorgen, der um so gebiegener sein mußte, als die Aufführungen nicht beim täuschenden Glanze künstlichen Lichtes, sondern im hellen Sonnenscheine stattfanden.

Als aber mit zunehmendem Vermögensverfall (insbesondere durch den peloponnesischen Krieg) die Mittel zu einer würdigen Aufführung gebracht, mußte der Staatschatz eintreten, weshalb z. B. in der Komödie, die stets mehr als Stiefkind behandelt wurde, der Chor schon gegen Ende des peloponnesischen Krieges wegfiel. Auch die Zulassung der Dichter zur Aufführung eines Stückes hing vom



Es war einmal . . . Nach dem Bilde von O. Lorch.

Staate ab. Einen Chor bewilligt erhalten, hieß die Erlaubniß zur Aufführung eines Stückes erhalten; wurde der Chor verweigert, so gab es auch die letztere nicht. Uebrigens ist es nicht richtig, von einer „Theaterlast“ zu reden: die Bürger rechneten sich's zur Ehre, zu dieser Leistung herangezogen zu werden, so lange das Staatswesen blühte, und gar Mancher leistete mehr, als wozu er verpflichtet war.

Als später im stehenden, festen Theater ein Eintrittsgeld an den Theaterpächter entrichtet werden mußte, traf Perikles die Einrichtung, daß das Theatergeld den Armen aus öffentlicher Kasse bezahlt wurde; sie sollten, weil sie arm waren, vom Kunstgenusse, von der Bildung keineswegs ausgeschlossen sein! Er legte dadurch billige und fromme Rücksicht auf den Ursprung der stenischen Spiele an den Tag, die aus

gemeinsamer religiöser Feier hervorgegangen, nicht ein Vorrecht der Begüterten werden sollten, und gab andererseits zu erkennen, daß er im Sinne des Aristophanes das Theater als eine höhere Bildungsanstalt des Staates betrachtete, deren Wohlthat er keinem, auch dem geringsten Bürger nicht, entziehen zu dürfen glaubte. —

Entzauberung.*

Von Bruno Wille.

Dort drüben liegt sie — riesenbreit erstreckt —
Und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt —
Die steinern fahle Stadt — von hunderttausend
Tagwerken murrend und erbrausend.
Ein Dunst umhüllt die Dächer, ruhig, bleiern:
Der Schloße Ausgeburt — die noch nicht feiern.
Und doch schon murmeln von der Vesperstunde
Die düstern Thürme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadt-Kumpf,
Aus fünfgezeilten Fenstern stumpf
Hinüberstarrt — zum braunen Ackergrund,
Wo — schmutzigrot die Mauern —
Zwei qualmende Fabriken kauern.

Sorch, die Maschine heult das Vesperzeichen!
Da rinnt aus dem Fabrikenthor
Ein langer Zug von Arbeitsvolk
Den Ackerweg dahin — zur Stadt.
Und sieh', die Häuserstirnen röthet matt
Der Abendwolken Widerschein.

Auf einmal quillt der Feuerball herein
Aus einem Wolkenriß und überflutet
Die Landschaft, daß sie golden gluthet.

O Baubertbat! Die Stadt mit ihrem Dunst
Liegt nun verklärt, von Purpurdunst umflossen;
Ein Berg, um den in ungestümer Brunst
Aus grauem Dorn, blutrothe Rosen sprossen.

Und sieh' nur, wie die Scheibenzeilen strahlen,
Mit rothem Blich das Sonnenseuer malen —
Wie alle Häuser, alle Fensteraugen,
Mit heißem Durst die Purpurquelle saugen
Und saugend immer lichter sich verklären —
Als ob sie fluchbelad'ne Schlösser wären,

Die für ein karges Weilchen von der bösen
Verwünschung sich erlösen. —
Und sie betrachtend voller Staunen
Sör' ich die Häuser gramvoll räumen:

„Verwünschte Schlösser, verfluchte Mauern,
Ach wohl, das sind wir! Müssen ja frauern
In düst'rer Gede jahraus, jahrein,
Hülfsloses Grauen im lahmen Gebein.
Durch Herkerräume Gespenster poltern,
Viel arme Menschenseelen zu foltern,
Mit teuflischen Bängen, mit Dürsten und Fasten,
Mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.
Auf faulem Stroh die Armuth kauert,
Verzehrt von Fieber und frostdurchschauert;
Das Auge irrt,
Es ringen die Hände;
Doch fledermaufig
Die Sorge schwirrt
Am unsere grausig
Verdamnten Wände . . .
Fluch und kein Ende! —
Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
Wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
Die Stirn uns rührt — und an Jenen gemahnt,
Den unsere Seele erschauernd ahnt:
Den Strahlenbräutigam wundervoll,
Den starken Helden — der kommen soll,
Aus gespenstischer Noth, aus Nacht und Ketten
Auf ewig uns zum Lichte zu retten.“ —

So klagten die Verfluchten. Und der Scheiben Noth
Ward düster und erstarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgesunken:
Ein Schlackenhaufen,
Schwarz — und kalt — und todt.

* Aus „Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide“. Berlin, Schuster & Loeffler.

Meister Tobias.

Von Carolot Gottfried Reuling.

Das Wasser in dem ruhigen Topfe des kleinen
eisernen Ofens war dem Kochen nahe. Der
Meister nahm die alte kreisende Kaffeemühle
von dem Sims, schüttete Bohnen in den
Trichter und begann sie vorsichtig zu zermalmen,
wobei er den aufsteigenden, kräftigen Duft voll sicht-
lichen Behagens einso. Jetzt gab er dem ächzenden
Griff noch einen kräftigen Schwung, daß er wie ein
Kreiseln ein paar Mal herumfuhr und zog die kleine
Schieblade der Mühle heraus, als die Thüre des
Stübchens mit einem Mal heftig aufgestoßen wurde.

„Meister! he, he, Meister!“

Er wendete gleichmüthig den Kopf der erregten
Auserin zu. „Was?“ fragte er lakonisch.

„Die Buben sind an Euren Haselnüssen.“

„So,“ entgegnete Meister Tobias in vollster
Seelenruhe, und schüttete den Kaffee in das sprudelnde
Wasser.

„Sie reißen alle reifen Nüsse ab, die miserablen
Lagebiebe.“

„Viel sind es ja nicht,“ beglütigte er; seine Auf-
merksamkeit war in weit größerem Maße von dem
Kaffee als von den gestohlenen Nüssen in Anspruch
genommen.

„Sollen sie Euch die paar vor der Nase weg-
holen? Nehmt den Knieriemen und — —“

„Ach, ich hab' es in meiner Jugend gerade so

gemacht,“ meinte Tobias. „Den Buben schmecken
die Nüsse besser wie mir.“

„So? Und die Asten, die die Augen zertreten,
und den Mohr, den sie mit Steinen werfen?“

Wirklich ertönte in diesem Augenblick das Miauen
einer Katze aus der Ferne. Der Alte fuhr erregt
in die Höhe und griff nach dem Knieriemen.

„Das Mohrchen? Ei, da soll Euch gleich — —“

Die Pantoffeln des Meisters klapperten die steile
Treppe hinunter, man hörte einen gellenden Pfiff,
verklingendes Nusen und Schimpfen. Frau Lene
horchte gespannt, ob sich nicht auch einige Schmerz-
stöße unter den Lärm mischten und schüttelte, als sie
sich in ihrer Erwartung getäuscht fand, mißbilligend
den Kopf. Dann eilte sie an den Ofen und sah
eifrig nach dem Topfe, damit der Kaffee ihres alten
Nachbarn nicht etwa überkochen könnte. Einige
Minuten später trat Letzterer wieder in die Stube,
einen mächtigen schwarzen Kater auf dem Arm tragend.

„Habt Ihr die Satansbrut tüchtig durchgehauen?“
rief ihm Frau Lene schon entgegen, als er kaum
die Thüre geöffnet hatte.

„Sie haben ja dem Mohrchen nichts gethan,“
erwiderte er gelassen und hing den Knieriemen wieder
an den Nagel. Dieses Züchtigungsinstrument hatte
bei ihm nur symbolische Bedeutung.

„Natürlich! Euch kann nichts aus der Seelen-

ruhe bringen! Wenn man Euch bestiehlt und be-
trügt, so laßt Ihr's Euch ruhig gefallen. Euch
tanzt Jeder auf der Nase herum.“

Meister Tobias beantwortete diese und ähnliche
heftige Worte nur mit einem unendlich freundlichen
Lächeln. Er wußte aus langjähriger Erfahrung,
daß seine alte Freundin durch nichts schneller zum
Schweigen gebracht werden konnte, als eben durch
Schweigen. Und er hatte allen Grund, treue Nach-
barschaft zu halten, denn wenn Jemand auf der Welt
um sein Wohlergehen und seinen Nutzen besorgt war,
so war es Frau Lene.

Schon als Kinder waren sie Freunde gewesen:
die Eltern wohnten in dem letzten Hause der kleinen
hessischen Landstadt, auf dem sogenannten Kieselberg.
Jede der beiden Familien besaß die Hälfte des Hauses,
und die Kinder spielten täglich zusammen auf der
hohen schmalen Steintreppe.

Dann war Tobias als lebensfroher, hoffnungs-
freudiger Bursche in die Fremde gezogen, und man
hatte viele Jahre nichts von ihm gehört. Der
ältere Bruder übernahm die Schusterwerkstätte und
Lene, das einzige Kind, verheirathete sich. Aber
ihr Mann starb nach kurzer Zeit und Frau Lene
hauste wieder allein mit ihrem Buben in den engen
Räumen. Tobias schien verschollen zu sein. Der
Bruder, ein wunderlicher, einsamer Mensch, redete

niemals von dem Entfernten. Als er plötzlich infolge eines Schlagflusses verschied, erließ das Gericht einen Aufruf wegen der Hinterlassenschaft. Doch auch der blieb lange erfolglos; schon wollte man das Haupterbe, die Hälfte des Hauses, zum Verger der Frau Lene versteigern lassen, als der vermüthete Beglaubte eines Tages den lehmigen Hohlweg vom Walde herunterkam und von seinem Erbe Besitz ergriff. In dem Städtchen hatte ihn Niemand mehr erkannt; Frau Lene allein, die gerade am gegenüberliegenden Brunnen ihren Kübel schenerte, war in die Höhe geschleift, als Tobias die schmale, hohe Steintreppe in die Höhe gestiegen war, und hatte seinen Namen gerufen. Im Grunde hatte er sich wenig verändert; die freundlichen Züge waren die gleichen geblieben, nur daß sie viele feine Falten bekommen hatten; aus dem übermüthigen, tollkühnen Burschen war ein ruhiger Mann geworden. Früher hatte er immer behauptet, das ganze Städtchen solle noch einmal von ihm reden und stolz auf ihn sein, jetzt aber setzte er sich ganz gleichmüthig, ganz gelassen auf seinen alten Platz. Weit war er ja herangekommen, die halbe Welt hatte er durchwandert, das versicherte wenigstens der Polizeidiener, und der mußte es aus seinen Papieren wissen. Aber wenn man ihn fragte, gab er keine rechte Antwort und an's Erzählen dachte er nicht. Er hatte überhaupt so etwas Fremdes bekommen, daß man sich nicht mehr recht traute, ihn frisch von der Leber weg zu fragen. Er öffnete wieder die alte Werkbank, und anfangs brachten ihm Viele Arbeit, um ihn anzuhören. Als sie aber nichts erfuhren und Tobias nicht schnell arbeitete, blieb Einer nach dem Andern weg, und bald war er zum Flickschuster geworden. Er schien sich aber nichts daraus zu machen; er arbeitete überhaupt nur, wenn ihm das Licht auf dem Nagel brannte. Sogar seinen Acker, welcher dem hinter dem Garten lag, hatte er zum Verdruf von Frau Lene verpachtet und zog sein bißchen Gemüse dicht hinter dem Hause. Es konnte kein Zweifel walten, Meister Tobias überarbeitete sich nicht gerne, und Frau Lene, deren Hände niemals ruhten, waren müßige-Menschen ein Gräuel. Anfänglich suchte sie ihn aus seinem Schendrian zu reißen und ersann alle möglichen Mittel, ihn zur Arbeit zu treiben. Nach und nach sah sie aber das Nutzlose ihres Bemühens ein und sie begnügte sich jetzt, auf seine Sachen ein scharfes Auge zu haben, um ihm bei jeder Gelegenheit sein bequemeres Wesen vorzuwerfen, was sich Meister Tobias in unzerstörbarer Gemüthigkeit gefallen ließ.

Er hatte aus dem dickbäuchigen Gefchrankchen zwei Tassen geholt, deren goldener Rand viel von dem einstufigen Glanze eingebüßt hatte, und sie auf den wurmtichigen runden Tisch gestellt.

„Kommt her, Lene, jetzt Euch zu mir und trinkt die Tasse mit,“ sagte er zu seiner Nachbarin, die inzwischen an allen Ecken und Enden zurecht gestellt und gewischt hatte.

„Kaffee trinken in dem Schmutz? Was fällt Euch ein?“

Sie ergriff einen alten Lappen und begann die mit Wasser gefüllte Glasfugel über dem dreibeinigen Schustertischchen einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen. Allerdings hatte sich eine beträchtlich dicke Staubfchicht über sie gelegt, war aber von dem biederen Meister nicht beachtet worden.

„Ach was, laßt doch,“ sagte er, „das werde ich nachher schon besorgen!“

„Es wäre gescheiter, Ihr arbeitetet noch etwas!“

„Schwärgt doch nicht, Lene; heute, am Samstag Abend! Ihr wißt, da thue ich nie etwas. Das ist mein altes Recht,“ lachte der Meister.

„Schlimm genug, daß Ihr immer einen Grund ausfindig macht, um faulenz zu können!“

„Jetzt ist's aber genug, Frau Lene! Wollt Ihr mir den Kaffee mit Gewalt verderben? Hergesetzt und getrunken!“

„Na ja, na ja,“ erwiderte die Gefragte. Sie wußte, daß es jetzt Zeit sei, einzulenken; wenn der Meister „Frau Lene“ sagte, war er auf dem Punkte, ärgerlich zu werden. Sie trat deshalb an den Tisch, zog den Kaffeegeruch ein und meinte: „Gut riecht er wirklich; aber wartet noch einen Augenblick.“

Ehe Meister Tobias ein Wort entgegen konnte, war sie zur Thüre hinaus und kam gleich mit einem großen Stück Kuchen zurück.

„Eigentlich solltet Ihr ihn erst morgen haben. Weil Ihr aber so ein Rindskopf mit dem Samstag Abend seid, könnt Ihr ihn auch heut' schon essen.“

„Das ist schön von Euch, Lene, ich danke,“ antwortete der Meister. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah die Gegenüberstehende an. Süßlich war Frau Lene ja gerade nicht mehr, ausgenommen die dunklen Augen, deren freundlicher Ausdruck nicht so recht zu den harten, strengen Zügen paßte. Aber ehrlich und sauber sah sie aus, von den glattgekämmten grauen Haaren bis zu den plumpen Schuhen. Und jetzt, als sie mit der hartgearbeiteten, sehnigen Hand die Tasse sorgsam zum Munde führte, einen prüfenden Schluck nahm und ihrem alten Nachbar das Zeichen ihrer Anerkennung durch leichtes, bedeutungsvolles Nicken kund gab, lagerte sich ein mütterlicher Zug um ihren Mund, der dem Gesicht alles Herbe nahm.

An langes Stillstehen war aber bei Frau Lene nicht zu denken, besonders wenn sie ihren Strickstrumpf nicht in der Tasche führte. Kaum hatte sie ihre halbe Tasse ausgetrunken, so wanderten die Augen unablässig im Zimmer umher, und sie jagte alle zwei Minuten vom Stuhle auf, um diesem oder jenem Gegenstand eine andere Stellung zu geben. An dem Schustertische blieb sie stehen und hob ein Paar über den Leisten geschlagene Stiefel — das einzige Paar neue überhaupt — in die Höhe.

„Noch nicht weiter, Tobias?“ fragte sie nach sorgfältiger Prüfung.

„Gut Ding will Weile haben,“ antwortete der Meister. „Aber Ihr werdet Eure Freude an den Stiefeln haben, Lene. So was hat die Welt noch nicht gesehen.“

„Na, na, wollen's abwarten. Langsam genug geht es ja. Auf diese Weise könnt Ihr es natürlich nie zu Etwas bringen. Jetzt schafft Ihr schon vier Wochen an meinem Paar. Da seht lieber auf meinen Karl. Der ist ein fleißiger Mensch. An dem könnt Ihr Euch ein Muster nehmen, so alt Ihr seid.“

Der Meister nahm rasch einen Schluck, um sein Schweigen zu bemänteln. Karl war das einzige Kind der Frau Lene, zu welchem sie mit abgöttischer Verehrung aufblickte. Er war in ihren Augen der schönste, beste Mensch, und alles was er that, ganz vorzüglich. Ihr Hauptkummer bestand darin, daß sie ihn trotz seiner trefflichen Anlagen nur Schreiner werden lassen konnte, und ihr Karl nun schon lange in großen Städten arbeitete. Tobias dachte freilich etwas Anderes; er sah in Karl einen verzogenen, frechen Strich, der ihn ärgerte und kränkte, wo er konnte, und nach dessen Weggang ihm sauer ersparte vierzehn Mark gefehlt hatten. Aber er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als Lene nur ein Wort darüber angedeutet; er wußte, daß Karl ihr höchster Stolz war, daß sie nur für ihn arbeitete und darbot und sparte.

„Ihr sikt ja da, als ob Euch die Hinkel das Brot gestohlen hätten,“ wendete sich Frau Lene wieder an den Nachdenklichen. „Es paßt Euch wohl nicht in den Kram, daß ich wegen der Stiefel gemahnt habe? Nichts für ungut, Tobias; es eilt mir ja nicht.“

Der Meister schüttelte begütigend den Kopf und sie fuhr fort: „Daß Karl ein Ausbund von einem Menschen ist, wißt Ihr. Aber daß er viel schneller schafft als Ihr, ist nur in Ordnung; er ist ja auch soviel jünger.“

Sie lächelte vergnügt in sich hinein, dann schoß sie an die Thüre. „Aber jetzt muß ich fort, ich hab' noch alle Hände voll zu thun. Guten Abend, Meister!“

Die letzten Worte wurden schon zwischen Thüre und Angel gesprochen. Kurz darauf hörte man Frau Lene mit dem Besen auf der Treppe rumoren, als wenn das kleinste Stäubchen von den ausgetretenen Stiegen weggesegt werden müsse. Diese Töne weckten plötzlich den Ehrgeiz des Meisters; er knöpfte sein grauwollenes Wamms zu, nahm den liegen gebliebenen Lappen und that, als ob er gleichfalls den Staub

abwischen wollte. Freilich, genug war in das Zimmer gepropft, um einer reinigungsbedürftigen Seele unablässig Arbeit zu geben. Alle Wände waren mit Holzschneitten, Lichtdrucken und Abbildungen aus Zeitschriften und Kalendern besetzt; dazwischen hingen drei Kästen voll Schmetterlinge und Käfer, ein angestopfter staubiger Nabe stand auf dem Schrank, und eine Weihe mit ausgebreiteten Flügeln schwebte an der Decke. In der einen Ecke standen auf einem Brett Pfeifen mit bunten Köpfen — der Meister rauchte zwar selber nicht — gegenüber baumelte eine verrottete Spagenseilte. Auf dem hölzernen Sofa lag ein schäbiges Fuchsfell, und der ungeheure schwarze lederne Lehnsessel diente dem Mohrchen zum beständigen Ruheplatz. Ein Rothkehlchen, welches frei umherflatterte, trug gerade nicht zur Vermehrung der Reinlichkeit bei.

Der Meister hantierte an diesem Krimsstrams eine erstaunlich kurze Zeit herum und setzte sich dann in höchster Befriedigung über sein gelungenes Werk auf den mächtigen Lehnsstuhl. Da der Alte die Wärme liebte, hob er das schlafende Mohrchen auf seinen Schooß; der wohlgenährte Kater diente Tobias als lebendige Wärmflasche und fühlte sich, nach seinem behaglichen Schnurren zu urtheilen, bei dieser nützlichen Verwendung äußerst wohl.

Das Feuer in dem kleinen Ofen knisterte, der zähe Wurzelstock zerfiel langsam in Gluth, ein leichter rother Schein zitterte durch das dämmerige Zimmer. Draußen bei dem Zimmermann schaffte der Lehrbube die Spähne weg; Frauen und Kinder kehrten auf der Straße zu Ehren des morgigen Sonntags den größten Schmutz zusammen; an dem gegenüberliegenden Brunnen rieben die Mädchen die breiten Eisenringe an ihren schweren Kübeln blank, und hier und da polterte ein mit Röhren bespannter Bretterwagen vom Felde heim.

Meister Tobias schnunzelte noch behaglicher als sonst vor sich hin; die Bilder des Samstag Abends waren die gleichen geblieben wie vor einem Menschenalter. Nichts im Städtchen hatte sich geändert; nur seine ehemals braunen Haare hingen nun in schlachtenweißen Strähnen nieder. Wie hatte ihn in seiner Jugend die Enge des Städtchens gedrückt, wie peinlich waren ihm die kleinen Verhältnisse gewesen! Nur hinaus, weit fort, ins bewegteste Leben, in bunte Abwechslung. Er hatte nicht gezweifelt, daß er das Glück zwingen müsse, ihm dienstbar zu sein. Aber all' sein Wagen und Ringen war nutzlos geblieben, zum Theil aus eigener, zum Theil aus fremder Schuld.

Und allmählig, wenn er die Hände müde sinken ließ, war in weiter Ferne leise Sehnsucht nach dem Samstag-Abendfrieden des weltvergessenen Städtchens in ihm aufgestiegen. Sie wurde mächtiger und mächtiger, je mehr seine Hoffnungen zerstoßen; er dachte jetzt nur noch daran, wieder an dem Fenster in der engen Gasse zu sitzen, aus welcher er um jeden Preis hatte fliehen wollen.

Es war dunkel geworden; hier und dort bligte aus den schmalen Fenstern ein Lichtfunken auf; der verglimmende Wurzelstock flackerte noch einmal zu hellerer Gluth empor, und schwache Lichter tanzten über den Schustertisch.

Unwillkürlich blickte der Meister nach den angegangenen Stiefeln; früher war ihm sein Handwerk ein Gräuel gewesen; er hielt sich zu Besserem berufen. Und jetzt? Von allen kühnsten Wünschen war nur einer geblieben: einen tüchtigen neuen Stiefel zu machen. Er hatte sich eine ganz treffliche Methode ausgedacht, nach welcher das beste Sizen der Stiefel garnicht mehr zu versehen war. Und schön würden sie aussehen, ungewöhnlich schön. Es war recht dumm, daß kein Mensch mehr Vertrauen zu dem alten Flickschuster hatte! Lange Zeit verfloß er diesen Kummer in tiefster Brust unhoffend, es würde irgend Jemand sich ein Paar neue bestellen. Doch Keiner kam; da sprach er einmal seinen Mißmuth gegen Frau Lene aus, und da sie behauptete, Stiefel nöthig zu haben, wurde die Frohe gemacht. Meister Tobias maß auf höchst neue, wunderbare Art, dann machte er eine Zeichnung des Fußes und stellte eine kleine Berechnung an. Auch der Leisten wurde ganz anders wie sonst hergerichtet,

und Tobias verschwor sich hoch und theuer, jetzt ein Wunderwerk herzustellen, wie die Welt noch seines gesehen habe.

Wenn vor Jahren Tobias einer Dies prophezeit hätte, würde er in schallendes Gelächter ausgebrochen sein. Und doch war er äußerlich nach langem, ermüdendem Kreislauf wieder an dem Punkte angelangt, von welchem er ausgegangen. Daß er sich innerlich emporgeworfen hatte und den nüchternen Bürgern des Städtchens geistig weit überlegen war, darum kümmerte sich natürlich Niemand. —

Am anderen Morgen wurde Tobias von prächtigem Sonnenschein geweckt. Er hatte zu Ehren des Sonntags lange geschlafen und freute sich nun königlich, daß die Sonne siegreich durch die schweren Nebel gedrungen war. Nachdem er sich gemüthlich und langsam den stacheligen Wochenbart abgenommen — er trug das ganze Gesicht glatt rasirt, — dem Hothkehlerchen und dem Mohren Futter gegeben und sein höchst einfaches Mittagessen, das er Sonntags bei schönem Wetter schon um elf einnahm, beendet hatte, warf er sich in den Feiertagsputz und schlüpfte zur Hintertür seines Hauses in's Freie. Er konnte nicht ausstehen, wenn man wußte, wohin er seinen sonntäglichen Gang machte, und nichts war dem alten

Naturfreund unangenehmer, als wenn ihn Bekannte mit dummem Grinsen fragten, warum er denn im Freien herumlaufe, anstatt im qualmigen Wirthshaus seinen Schoppen zu trinken. Die frohe Laune des Meisters wurde heute sehr vermehrt, als er in dem schmalen Hohlweg keiner Seele begegnete und von Niemand gesehen den nahen Wald erreicht hatte. Er schlug einen langsam bergauf führenden schmalen Fußpfad ein und trabte vergnüglich dahin, die frische, kühle Waldluft in tiefen Zügen athmend. Dürres Laub und trockene Zweige knirschten unter seinen Tritten, und wenn er unversehens an einen Busch streifte, fielen bunte Blätter nieder. Das Moos war von dem Reif feucht, überall sickerte Wasser über die Steine, die gelben Farren rauschten im Winde, ein feuchter, modernder Duft stieg empor. Es war einer der wunderbaren Spät-Oktobertage, in welchen den Herbst die absterbende Natur noch einmal zum Leben küßt.

Nach längerem Aufwärtsschreiten hatte Tobias die Höhe des Gebirgszuges erreicht und ging seinem Lieblingsplätzchen unter einer dicken Tanne zu, von welcher aus man den schönsten Rundblick genoß. In bläulich-weißem Duft lag das Städtchen im fernen Thal, der kleine Bach glitzerte in der Sonne, hier

und da stieg von den herblichen, kalten Felsen eine leichte Rauchwolke auf; dort brieten die Buben, welche Gaisen hüteten, übrig geliebene Kartoffeln. Der Wind trug das schwache Echo eines Schusses herüber; ein Eichelhäher flatterte kreischend durch das Unterholz. Dann wurde es still, ganz still. Die tiefste Waldesruhe herrschte dort oben.

Der Meister nahm seinen Hut ab, beschattete die Augen mit der Hand und blickte äußerst vergnügt das altgewohnte Bild an; da knirschten zertrretene Zweige hinter seinem Rücken, und eine rauhe Stimme rief in heiseren Tönen seinen Namen. Bestroffen fuhr er herum, und sein Schrecken wuchs, als ein hohlwangiger Mensch in bettelhafter Kleidung an einem Stock auf ihn zuhumpelte.

„Kennst Ihr mich nicht mehr, Meister?“ murmelte der Mann zwischen den Zähnen.

Er faßte den Burschen scharf in's Auge; eine böse Ahnung trieb ihm eine Blutwelle heiß in's Gesicht. „Herr Gott, Du — Mensch — nicht möglich — Karl?“

Der Angeredete nickte trübseelig. „Ja, ja; er ist's. Gelt, das hättet Ihr Euch nicht einfallen lassen, daß ich Euch mal so lumpig vor die Augen käme!“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Es war einmal . . . „Kommt schnell, Hans und Marie, die Großmutter will uns wieder was erzählen!“ Das ließen sich die Weiden von der kleinen Lise nicht zweimal sagen. Der kleine Hans stolpert eiligst an seinen gewohnten Platz, den besten, an den Knien der Großmutter, die Lise stellt sich neben ihn, und die große Marie nimmt schnell ihr Strickzeug und holt einen Stuhl herbei. Das ist immer so, wenn die Großmutter sich nach dem Mittag zum Lesen hingesezt hat; wenn dann ihre schwachen Augen müde geworden sind, schiebt sie das Buch beiseite, legt die Brille ab und setzt sich zurecht. Sie braucht nicht lange zu warten oder zu rufen, bis die Kinder kommen; die haben sie schon längst beobachtet, ob es noch nicht bald so weit ist. Und nun beginnt sie . . . Es sind die alten Geschichten, die in ihr lebendig werden, genau so, wie sie selbst vor langen Jahren sie von ihrer Großmutter gehört. Je weiter sie kommt, um so lebhafter drängen sich ihr die Bilder auf, um so mehr verblaßt ihre Umgebung, und sie ist ganz im Lande der Märchen. Jetzt hält sie gerade da, wo die Geschichte gruselig wird. Mit athemloser Spannung hängen die Augen aller drei an ihren Lippen, immer enger schmiegen sich die Kleinen an ihren Schooß, und die Marie hat längst vergessen, daß sie fleißig sein wollte. . . . Das Bild, dessen Stimmung uns so annüthet, ist heute fast nicht mehr wahr. Unsere Zeit hat die Menschen entwurzelt, und was ehemals in lebendiger Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht gegeben wurde, das mußte heute in Büchern gesammelt werden, damit es nicht völlig verloren gehe. Aus Büchern müssen unsere Kleinen die alten Märchen lesen, die ihnen früher so viel eindringlicher von der Großmutter erzählt wurden. Und doch bewahren sie auch so noch ihren Reiz; wer hätte sie nicht gelesen und erinnerte sich nicht immer wieder gern an sie! —

Die konstruktiven Grundlagen des Kunstgewerbes behandelt Julius Leßing in einer kleinen Schrift, die er vor Kurzem unter dem Titel: „Das Moderne in der Kunst“ (bei Simion, Berlin) veröffentlicht hat. Die neue Richtung, führt er da aus, pflügt als Stichwort hinzu, daß sie konstruktiv sei im Gegensatz zur Kunst früherer Zeiten. Dies ist verkehrt. In jeder Kunst sind die Grundformen — und auf diese kommt es doch an — immer konstruktiv gewesen. Man hat eben nur anders konstruirt, nach anderem Verfahren und mit anderem Material. Was man künstlerisches Konstruiren nennt, faßt man zusammen in das Wort Architektur, und es ist nichts Zufälliges, daß man die Stile der verschiedenen Zeiten nicht nach der Malerei, nicht nach der Plastik, sondern vielmehr nach der Architektur und deren Aufgaben unterscheidet. Die Architektur schafft das Haus und den Tempel aus klimatischen, statischen und technischen Grundbedingungen heraus: ob man geschlossene Wandflächen braucht oder eine offene Säulenhalle, ob man unter hellem, südlichem Himmel durch die Thüröffnung das nöthige Licht empfängt, oder unter nordischem Himmel lange Fensterreihen einfügen muß; ob man das Dach als flachen, immergrünen Garten oder als Sturmhaut aufsetzt, ob der wagerechte Balken auf der Säule laftet, oder ob sich Halbhogen und Kuppeln schwingen; ob schließlich der Spitzbogen die völlige Freiheit in das System der Stützen bringt, das Alles sind die Grundfragen. Hiernach richtet sich Höhe und Breite der Wand, hiernach wiederum Ausdehnung und Bewegung der

schmückenden Skulpturen und Malereien, hiernach das Genügen am Altüberlieferter oder aber ein Bedürfniß nach neuen Formen. Eine der wichtigsten Grundlagen bleibt aber immer wieder das Material. Ein vollkommener Holzbau ist von dem gleichzeitigen, vollkommenen Steinbau durchaus verschieden, das Haus in Backstein verschieden von dem in Marmor, und selbst innerhalb der Marmorwelt eines Landes genügt die verschiedene Tragfähigkeit der verfügbaren Steine, um die Formen so zu verändern, daß wir stützliche Unterschiede empfinden. Innerhalb aller erwähnten Kunstperioden steht an leitender Stelle die Leistungsfähigkeit des Materials für Herstellung der Raumweite.

Die Gewölbekonstruktionen konnten für einzelne monumentale Zwecke zu großen Abmessungen führen, verschränktes Holzwerk konnte die Möglichkeit weiter Gassen sichern, aber eine nahezu volle Freiheit in der Ausdehnung und Linienführung wurde doch erst gewonnen, als in unserem Jahrhundert das Eisen als lebendiger Faktor in die Architektur eintrat, und mit dem Eisen zugleich die Maschine, welche eine bisher ungeahnte technische Verarbeitung allen Materials ermöglichte. Diese technische, industrielle Arbeit beginnt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in England, und es ist daher kein Zufall, daß in jener Zeit auch in der Kunst und in der allgemeinen Lebensführung England gegen das herrschende Frankreich als erster Mitbewerber auftritt, und daß es schließlich jetzt daran ist, die Leitung auf einem weiten Theile des Kunstgebietes und der Mode zu übernehmen.

Der Eintritt des Eisens und der Maschine machte es nothwendig, alle Raumformen innerhalb des Baues und der Geräthbilderei neu zu berechnen.

Vor Allem haben sich die statischen Grundbedingungen unserer Architektur durch die Ausbildung der Eisenkonstruktion verschoben. Die eigentliche Entwicklung vollzieht sich in dem Kampfe zwischen der Säule der alten und dem Eisenposten der neuen Zeit. Der eiserne Posten ermöglicht eine Weiräumigkeit, wie keine Architektur sie bisher erzielt hat. Man glaubte den Posten zunächst lediglich berufen, Schuppen, Gewächshäuser, Speicher und Aehnliches zu bilden. Jog man ihn in den Dienst eines irgendwie vornehmen Raumes, sei es auch nur eine Vorhalle, so umkleidete man ihn mit einem Mantel, um ihm die Form der Säule zu geben. Man behauptete, für das Auge sei der Posten zu dünn, eine ästhetische Kränkung. Man vergaß aber hierbei, daß die ästhetischen Vorstellungen, gegen welche er verstieß, doch auch nur Ergebnisse statischer Beobachtungen sind. Aus unserer erfahrungsmäßigen Kenntniß dessen, was eine steinerner Säule, ein hölzerner Pfeiler tragen kann, schöpfen wir die Vorstellungen dessen, was tragfähig sei; und so hat sich denn aus der Erfahrung heraus ganz allmählig, unmerklich und darum mit vollster Sicherheit ein Umschwung vollzogen. Niemand denkt jetzt mehr daran, in einer Halle die eisernen Stützen wie Säulen erscheinen zu lassen, wir sind zu völlig neuen Abmessungen, zu völlig neuen Raumbildungen gelangt. Aus dem Gewächshause ist der Kristallpalast, aus dem Schuppen die monumentale Bahnhofshalle geworden. Das moderne Geschäftshaus ist entstanden. Die eiserne Brücke schwingt sich, gleichsam forterlos, über den Abgrund mit einem poetischen Zauber, dem sich auch das verflochtene Gemüth eines griechischen oder gothischen

Romanikers nicht wird entziehen können. Ja selbst an die größten Monumentalaufgaben, wie den Thurmbau, hat sich die neue Konstruktionsweise gewagt; der Eiffelturm steht mitten in Paris als merkwürdigstes Wahrzeichen aus dem Ende unseres Jahrhunderts. Alle diese Gebilde haben mit dem überlieferten Vorrath alter Kunst- und Schmuckformen nichts gemein, sondern entlehnen die eben nur ganz gelegentlich als äußerlichen Auspus nebenfächlicher Theile.

Völlig übereinstimmend mit dieser Umgestaltung architektonischer Grundformen geht bereits die Umbildung einer Anzahl von Geräthen. Hierin gehört vor Allem das Schiff, bei dem wir den Gedanken, es durch Schnitzerei, Vergoldung oder Malerei, wie in früheren Jahrhunderten, schmücken zu sollen, vollständig aufgegeben haben. Wir sehen seine Schönheit lediglich in der vollendeten Linie, welche dem Auge ohne vorausgehende Berechnung den höchsten Grad von Sicherheit und Schnelligkeit gewährleistet. Genau ebenso werden bei den modernen Wagen die Ansprüche höchster Eleganz lediglich durch die Konstruktion befriedigt, so daß man irgend welchen Zusatz von Ornament als unpassend betrachtet würde. Eben dahin gehört die Ausbildung des eisernen Stuhles in einfachen, wohlgefälligen, durch keine Ornamente gebrochene Formen, und selbst bei einem lediglich aus der Berechnung hervorgegangenen Geräthe, wie dem Fahrrad, kommt man bereits dahin, eine überzeugend schlanke und geschmeidige Form nicht nur als nützlich, sondern auch als schön zu empfinden. Gleiche Empfindungen haben wir gegenüber den Theilen der Maschine. Es ist sicherlich nichts Zufälliges, daß ein derartiges Abweichen alter Traditionen vornehmlich Stücke trifft, welche durch ihre Erfindung oder durch die völlige Umwandlung ihrer technischen Grundbedingungen ganz und gar unserer Zeit angehören. Solche Umbildungen vollziehen sich naturgemäß am leichtesten auf einem Boden, welcher weniger von der Ueberlieferung durchsetzt ist, als unser bildungsreiches Europa. Daher war es Amerika vorbehalten, auf diesem Gebiete schneller voran zu gehen. Die amerikanischen Stühle, die amerikanischen Schreibstühle, die amerikanischen Beleuchtungskörper sind vollkommene Beispiele derartiger, aus dem Gebrauch entwickelter, gesunder Formen, und in Amerika ist man ohne Schwierigkeit dahin gelangt, das Zimmer des bürgerlichen Wohnhauses ohne irgend welche Anklänge an ältere Bauformen behaglich und wohlgefällig herzurichten.

Daß die hier genannten Bildungen einen lebensfähigen Kern enthalten, ja, daß sie mit Naturnothwendigkeit eintreten und sich Schritt für Schritt weiter entwickeln müssen, wird eines Beweises nicht mehr bedürfen. —

Das sicherste Mittel, Anderen die Grenzen seines Wissens zu verbergen, ist, sie nicht zu überschreiten. — Nur das Glück macht das Glück in der Welt, nicht das Verdienst. — Leopold.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.